

# Die Bilanz der alten Leute

*An ihren sozialen Wünschen erkennt man die Menschen,  
weniger an ihren allseits gerühmten, selbstsüchtigen Erfolgen.*

I

Nachdem Adrian das Abitur abgelegt hatte, begann für ihn im Sommer des Jahres 2007 ein neuer Lebensabschnitt. Den Wehrdienst hatte er verweigert, wenngleich er ihn aus religiösen oder pazifistischen Gründen nicht hätte verweigern müssen. Er hatte einfach in der militärischen Pflichterfüllung keinen Sinn für sich gesehen. So war schließlich die Ableistung des Zivildienstes in einem Altenheim zur naheliegenden Alternative geworden. Wie es hernach weitergehen sollte, darüber machte er sich im Moment keine Sorgen – mehrere Ausbildungsrichtungen schienen grundsätzlich möglich.

Adrian – von Hause aus ein Philanthrop – sammelte eindrucksvolle Biografien wie andere Steine oder seltene Pflanzen. Vor allem interessierten ihn Menschen, deren Lebensweg im Zusammenhang mit eben jenen sozialistischen Verhältnissen stand, deren Erforschung ihn gerade umtrieb. Bei einem Besuch in München brachte ihn Ansbach auf die Idee, während seines Zivildienstes, der die zwanglose Bekanntschaft alter, lebenserfahrener Menschen in Aussicht stellte, durch gezielte Fragen die Lösung seiner ungeklärten Probleme voranzutreiben. Diese Chance dürfe er sich auf keinen Fall entgehen lassen. Gewiss wäre nicht jeder für ein solches Experiment geeignet; er müsse die nachdenklichen, ernsthaft in sich ruhenden Gemüter finden. Und im Übrigen würden alte Menschen gern aus ihrem Leben erzählen, wenn sie spürten, dass einer sich aufrichtig dafür interessiert.

Im Grunde ging es Adrian um den Internet-Essay. In gewisser Weise schienen ihm die dort dargestellten Zusammenhänge schlüssig; und dennoch, dies alles war für ihn die blanke Theorie, die er durch eigene Nachforschungen bestätigt wissen wollte. Nach ein paar

Tagen gründlicher Überlegung sah er sich in der Lage, sein Anliegen in Gestalt von drei Fragen auf den Punkt zu bringen:

*Erste Frage*

Woran ist Ihrer Meinung nach der reale Sozialismus gescheitert?  
Gab es zu diesem Scheitern irgendeine Alternative?

*Zweite Frage*

Hatte der real existierende Sozialismus überhaupt einen Sinn?

Wenn ja, worin hat er bestanden? *Oder anders gefragt:*

Was ist für Sie der real existierende Sozialismus:

ein misslungenes Experiment auf dem Müllhaufen der Geschichte oder ein interessantes Untersuchungsobjekt, das möglicherweise wesentliche Erkenntnisse für die Lösung der sozialen Frage in sich birgt?

*Dritte Frage*

Was bedeutet für Sie die Idee des Sozialismus heute:

ein anzustrebendes Ideal oder eine verschrobene Illusion?

Ansbach staunte nicht schlecht, als er diese Fragen zu Gesicht bekam. Es war schon bemerkenswert, wie ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der die Dinge nicht selbst erlebt hatte, ein Thema behandelte, in welchem die Erfahrungsträger nur hilflos herumstocherten, vom fraglos-vernichtenden Urteil des Westens ganz zu schweigen. Da Ansbach vom inspirierenden Einfluss der Internetquelle nichts wusste, versuchte er natürlich, seinem Schützling auf den Zahn zu fühlen.

»Ganz ausgezeichnet, mein Lieber, nur ... die letzten beiden Fragen, sind die wirklich ganz allein deinem jugendlichen Superhirn entsprungen?«

Adrian lachte.

»Du scheinst mir ja nicht gerade viel zuzutrauen.«

»Im Gegenteil, mein Freund«, erwiderte Ansbach, »aber ... auf bestimmte Ideen kannst du mit deinen achtzehn Lenzen nur schwerlich von selber kommen.«

»Dir bleibt aber auch wirklich nichts verborgen.«

Und nun zeigte Adrian seinem väterlichen Ratgeber den Essay, mit dem er sich seit Wochen beschäftigte. Ansbach überflog den Text.

»Ich glaube, das habe ich vor ein paar Jahren schon mal gelesen, an den Autor kann ich mich aber nicht mehr erinnern.«

Dann wurde er nachdenklich und ernst.

»Es ist unglaublich, ja fast erschreckend, mit welcher Treffsicherheit du genau auf die Möglichkeiten stößt, die deinen Ambitionen entsprechen und dich weiterbringen.« Und scherzhaft fügte er hinzu: »Wenn das so weitergeht, kann sich die Menschheit noch auf einiges gefasst machen.«

## II

Bestens präpariert und den Kopf voller Ideen, sah Adrian seiner neuen Arbeit entgegen. Das Altenheim, dem ein Sanatorium angeschlossen war, lag im Thüringer Wald, so dass sich eine Heimfahrt nur am Wochenende lohnte. Das hatte zur Folge, dass der neue Mitarbeiter an den Abenden viel Zeit hatte, Zeit, die ansonsten dem kulturellen Angebot der Großstadt vorbehalten war.

Als Zivildienstleistender hatte Adrian die üblichen Aufgaben zu erfüllen, angefangen von Hausmeister- und Reinigungsarbeiten über Botengänge und verschiedene Betreuungsaktivitäten bis hin zu Küchen- und Hilfspflegetätigkeiten, kurz, er war Mädchen, besser Junge, für alles. Durch sein unkompliziertes, vertrauenerweckendes Zugehen auf die alten Menschen und den schnellen Blick fürs Notwendige hatte er sich schon bald einen Namen gemacht und war allerorten gern gesehen. Fast mühelos gelang es ihm, persönliche Kontakte zu knüpfen und mit einer Reihe von Leuten näher ins Gespräch zu kommen, ohne dass er befürchten musste, lästig zu werden. Im Gegenteil, sie luden ihn ein, um über vergangene Zeiten zu plaudern, und empfanden offensichtliche Befriedigung dabei, einem unerfahrenen, aber hochinteressierten jungen Mann Dinge zu erzählen, über die sie untereinander nur selten sprachen. Da Adrian im Hause wohnte, zogen sich die Gespräche oft bis tief in die Nacht hinein und wollten mitunter auch dann noch nicht enden. Die einen wurden nicht müde, weil ihr längst abgeschriebenes Leben durch die angeregte Unterhaltung wieder aufzublühen begann, und der andere blieb

hellwach, weil er nicht genug davon bekommen konnte. Während Gleichaltrige exzessiven Vergnügungen frönten oder ihr Gemüt mit Sex- und Horrorfilmen schockten, blickte Adrian in die nicht selten faszinierenden Lebensläufe der alten Menschen.

Bei diesen Gesprächen war er gut beraten, seine Partner nicht gleich zu Beginn mit politischen Problemen zu erschrecken. Er ließ sie erzählen, manchmal stundenlang, und fügte dann wie nebenbei seine Fragen in die Unterhaltung ein. Wenn er merkte, dass dies auf wenig Gegenliebe stieß, wechselte er zwanglos das Thema und ließ sich dorthin leiten, wo man bereit war, sich ihm zu öffnen. Doch viele gaben geduldig Auskunft, so gut sie eben konnten, ohne dabei irgendwie genervt zu reagieren. Es kam aber auch vor, dass seine Gesprächspartner behutsam zu ertasten suchten, wie viel von ihren gesellschaftlichen Einsichten sie ihrem jungen Gegenüber zumuten konnten, ohne dessen Aufnahmefähigkeit zu überfordern. Doch da waren sie bei Adrian gerade richtig, und es entspann sich binnen kurzer Zeit eine für beide Seiten profitable Diskussion.

Im Heim, das ganz in der Nähe der ehemaligen Staatsgrenze lag, lebten alte Menschen sowohl aus dem östlichen als auch aus dem westlichen Teil Deutschlands, wenngleich die Ostler in der Mehrzahl waren. Bereits nach einem halben Jahr konnte Adrian in der Bilanz seiner Gespräche einen deutlichen Unterschied zwischen Ost und West ausmachen. Die Lebensläufe der Westmenschen waren höchst unterschiedlich und abwechslungsreich. Die Leute waren viel herumgekommen und hatten die Welt gesehen. Diese Welt war ihrer Aussage nach okay. Sicher, sie hatte auch gewisse Fehler, aber keiner fragte, woher sie kamen und ob sie zu beheben wären. Nur ein Kommunist trüge sich mit der unglückseligen Idee, die Gesellschaft zu verändern. Man müsse das Beste aus ihr machen, ohne sich das Elend der Welt auf den Tisch zu ziehen. Die Menschen verstanden nicht recht, warum Adrian sich für den Sozialismus interessierte, meinten, der wäre längst perdu und er müsse sich anderen Dingen zuwenden, wenn er später erfolgreich sein wolle. Routiniert und ohne innere Anteilnahme beantworteten sie seine Fragen. *Erstens*: Jede unfreie Gesellschaft müsse zwangsläufig an sich selber scheitern, dazu gäbe es keine Alternative. *Zweitens*: Einen Sinn könne eine sozia-

listische Diktatur weiß Gott nicht gehabt haben, selbstredend wäre sie nur ein misslungenes Experiment, dem keine weiterreichende Bedeutung zugeschrieben werden müsse. *Und drittens:* Sozialismus bedeute für einen modernen, erfolgsorientierten Zeitgenossen nichts weiter als eine bedauernswerte Illusion. Da waren sie sich letztlich alle einig, ganz gleich, ob sie Filialleiter in Australien, Geschichtsprofessor in Göttingen oder Zahnarzt in Köln gewesen waren. Allein ein Alt-Achtundsechziger wollte der Idee des Sozialismus einen »gewissen temporären Stellenwert« zubilligen. An irgendetwas hätte ein Linker schließlich glauben müssen, und für die Demokratie wäre die damalige Entwicklung eher von Vorteil gewesen.

Ganz anders die Menschen aus dem Osten. Ihre Lebensläufe waren auf den ersten Blick ziemlich ähnlich und in gewisser Weise eintönig. Abgesehen von der Unmöglichkeit, die Welt nach Lust und Laune zu bereisen, hatte sich ihr berufliches Leben nicht selten an einem einzigen Ort abgespielt. Nach der Wende war es bei vielen fast gänzlich zum Erliegen gekommen, so dass sie nicht nachholen konnten, was ihnen ihre Landsleute aus dem Westen voraus hatten. Die Welt hatte ihrer Ansicht nach schwerwiegende Fehler, und es war schon in Ordnung, dass man wenigstens versuchte, ihre Entstehung zu ergründen. Sie fanden nichts Verwerfliches daran, dass der Sozialismus die Welt hatte verändern wollen, nur war dabei vieles schiefgegangen, so dass der Veränderungswille schließlich scheitern musste. Man könne sich der Verantwortung für das Elend der Welt nicht einfach entziehen, wengleich es wohl niemals völlig zu beheben wäre. Die Menschen waren verwundert, dass sich Adrian für den Sozialismus interessierte, ohne dabei eine Politikerkarriere im Auge zu haben. Manch einer meinte (nicht ganz ohne Spott), er solle nur machen, es müsse sich doch herausfinden lassen, wie der wahre Sozialismus funktioniert, damit die Welt nicht gänzlich vor die Hunde ginge. Weithin hilflos, wengleich persönlich berührt, beantworteten sie Adrians Fragen. *Erstens:* Als Gründe für das Scheitern des realen Sozialismus wurden im Wesentlichen Unfähigkeit und korruptes Verhalten, schlechte Planung und ausufernde Bürokratie und schließlich auch das Fehlen demokratischer Verhältnisse genannt; unter anderen Umständen wäre die Sache vielleicht besser gelaufen.

*Zweitens:* Ob der reale Sozialismus einen Sinn gehabt habe, wisse man nicht, aber es könne doch nicht alles umsonst gewesen sein. Ein misslungenes Experiment sei das Ganze schon gewesen, es sei aber wünschenswert, die Ursachen des Misslingens gründlich zu erforschen. Niemand könne ausschließen, dass die zutage geförderten Erkenntnisse sich in der Zukunft als nützlich erweisen. *Und drittens:* Der Sozialismus sei auch weiterhin ein erstrebenswertes Ideal, als politisches Ziel sei er aber kurz- und mittelfristig ungeeignet, und man wisse nicht, ob er überhaupt jemals machbar wäre. – Unter den Ostmenschen gab es aber auch ein paar verbitterte Gestalten, die das misslungene Experiment hartnäckig bestritten, wobei sie die Auffassung vertraten, dass der reale Sozialismus einer Intrige des Westens zum Opfer gefallen sei, die bedauerlicherweise nicht ungeschehen gemacht werden könne.

Bei seinen Befragungen traf Adrian auf vier Persönlichkeiten östlicher Herkunft, deren Ansichten sich in ihrer Originalität und Aussagekraft von den übrigen abhoben. Sie erschienen ihm als ungewöhnliche Symbolfiguren, denen er besondere Bedeutung beizumessen geneigt war. Von den Gesprächen mit diesen sämtlich ideal gesonnenen Menschen war er so beeindruckt, dass er sie im Einzelnen aufzeichnete, um sie auch später für mögliche Untersuchungen zur Verfügung zu haben.

### III

*Andreas Winkler* war ein hagerer Mann von ungefähr siebzig Jahren. Noch immer geistig rege, schien er bemüht, sich über die wichtigen Vorgänge in der Welt zu informieren und auf dem Laufenden zu halten. Er las viel und nutzte den Online-Computer in seinem Zimmer für die verschiedensten Recherchen. Obwohl er ständig etwas zu tun hatte, fühlte er sich einsam, da seine hochfliegenden Gedanken nur selten die erwünschte Resonanz bei seinen Mitbewohnern fanden. Da kam ihm Adrians Gesprächsbedürfnis sehr gelegen. – Aus einfachen Verhältnissen stammend, hatte Andreas Winkler Anfang der 1960er Jahre Philosophie und Soziologie studiert, in jenem marx-

istischen Rahmen, in welchen diese Disziplinen im realen Sozialismus eingespannt waren. Als Parteimitglied und glühender Verfechter der sozialistischen Idee hatte er sehenden Auges mit den Schwierigkeiten des Systems gelebt und versucht, eine eigene Alternative zu entwickeln. Die hatte er in einem Buch zur Darstellung gebracht und im Westen veröffentlicht, was ihm eine neunjährige Zuchthausstrafe eingetragen hatte. Nach zwei Jahren Haft war er freigekauft und in den Westen abgeschoben worden. Dort hatte er feststellen müssen, dass er mit seinen Ansichten kaum Aufmerksamkeit erringen konnte, obwohl sein Fall als politische Sensation breit vermarktet worden war. Seine Ideen waren nur deshalb bemerkenswert, weil sie vom kommunistischen Regime unterdrückt wurden; ansonsten wollte keiner etwas davon wissen. So hatte er die Jahre in der alten Bundesrepublik als Außenseiter einer ihm fremd gebliebenen Gesellschaft zugebracht. Nach der Wende rehabilitiert, konnte er einer ganz auf seine persönliche Weltanschauung zugeschnittenen Lehrtätigkeit an einer ostdeutschen Universität nachgehen. – Das alles und noch einiges mehr war Adrian bekannt, als er Andreas Winkler seine Fragen vorlegte.

Dieser hüllte sich zunächst in schwer durchdringlichen Nebel, die philosophischen Grundlagen seiner Ansichten betreffend. Doch ein Blick in Adrians ungläubiges Gesicht machte ihn geneigt, seine Gedanken in einfache, überschaubare Bilder zu fassen.

»Nun – ich glaube, die Beantwortung deiner Fragen hängt eng damit zusammen, herauszufinden, ob der Sozialismus, der in der Praxis nur gewaltsam durchgesetzt werden konnte, auch in Freiheit möglich ist.«

»Sie meinen einen demokratischen Sozialismus?«

»Ganz recht.«

»Aber wie hätte der funktionieren sollen?«

»Indem man mit den Menschen redet, sie überzeugt, um sie wirbt.«

»Wie lange wird es dauern, bis man auf diese Weise die notwendigen Mehrheiten zusammenbekommt?«

»Das weiß ich nicht, ... ich werde es jedenfalls nicht mehr erleben.«

Adrian schien damit unzufrieden.

»Es gibt Leute, die nichts gegen den Sozialismus haben, aber der Meinung sind, dass er auf demokratischem Wege niemals erreicht werden kann, womit sie ihn zu den Akten legen.«

Andreas Winkler nickte mit dem Kopf.

»Gegen ein solch nüchternes Urteil wäre durchaus nichts einzuwenden, wenn nur die Leute mit ihrem endgültigen Defätismus nicht so zufrieden wären. Bedauerlicherweise wird diese Zufriedenheit durch den Freiheitsbegriff des Westens kaum erschüttert.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Nun ja, im Wertekanon des Westens steht die Freiheit an erster Stelle, allerdings nur die Freiheit an sich, also die bloße Abwesenheit diktatorischer Zwänge. Und keiner fragt ernstlich, womit dieser hochlöbliche Zustand eigentlich ausgefüllt werden sollte: mit gegenseitiger Durchsetzung inklusive Mord und Totschlag oder mit brüderlich-gemeinnützigem Verhalten (ein weit hinter der Freiheit rangierender Wert). Die Freiheit an sich gilt dem Westen als höchstes Gut, und wer sie einmal erlangt hat, dem kann eigentlich keine höhere sittliche Forderung gestellt werden. So wird das Elend des Kapitalismus unmerklich zementiert und das soziale Gewissen der Menschen außen vor gelassen. Zu Zeiten von Natur- und sonstigen zivilen Katastrophen wird zwar die unvergleichliche Solidarität der Bevölkerung gepriesen, sobald aber das Schlimmste vorüber ist, berufen sich alle wieder auf ihre unveräußerliche Freiheit und schlagen wie gewohnt aufeinander ein. Und jedermann findet das in Ordnung und vernünftig. Wer etwas anderes denkt, gilt als Kommunist oder Trottel, und die Leute setzen alles daran, diesen Geruch zu vermeiden. Unter derlei Umständen kann sich nicht einmal die Frage nach einer sozialistischen Gesellschaft effektiv entfalten, vom Entstehen der notwendigen Voraussetzungen ganz zu schweigen.«

»Aber ... an der Notwendigkeit von Freiheit und Demokratie machen Sie trotz Ihrer Enttäuschung keine Abstriche?«, hakte Adrian ein wenig provozierend nach.

»Wie kommen Sie darauf?«, gab Winkler erstaunt zurück. »Im Gegensatz zur Diktatur muss die Freiheit stets positiv beurteilt werden – da gibt es nicht den geringsten Zweifel! Doch kommt das in Freiheit hervorgebrachte soziale Übel der Verderbnis einer sozialisti-



schen Diktatur bedenklich nahe; ein Sachverhalt, den die Demokratie geflissentlich verschweigt. Das peinliche Missverhältnis tritt immer deutlicher zutage: Die zunehmend ungefährdete Freiheit wird hysterisch wie ein rohes Ei behütet, das verfaulte Innenleben dieses Eis jedoch wird ohne nennenswerte Skrupel einfach hingenommen.«

»So hab' ich das noch nicht gesehen. Ist denn die Freiheit nicht nach wie vor gefährdet? Das wird doch alle naselang behauptet.«

»Mir scheint, hier wird eher das besagte Missverhältnis ganz bewusst gepflegt. Wie wichtig ein klarer Blick auf das Verhältnis von Freiheit und Kapitalismus ist, zeigt der in die Irre führende Umgang mit den Anschlägen vom 11. September 2001 in New York und Washington. Ständig wurde von einem Angriff auf die Freiheit der westlichen Welt gesprochen. Wenn man einräumt, dass die Täter keine geistesgestörten Schwachköpfe waren, sondern zielgerichtet vorgehende, fanatische Enthusiasten, dann sollte man erkennen, dass der Anschlag weniger dem Freiheitsrepräsentanten, vielmehr hingegen dem skrupellosen Wettbewerber Amerika gegolten hat. Ziel waren die Symbole wirtschaftlicher und militärischer Macht und nicht etwa die Freiheitsstatue. Der ›Anschlag auf die Freiheit‹ liefert also bestenfalls die halbe Wahrheit, die ganze tritt mit dem inhumanen Wettbewerb zutage, der durch die Freiheit erst ermöglicht wird.«

Nach einer kurzen Pause wechselte Adrian das Thema.

»Bedauern Sie den Untergang des sozialistischen Systems?«

»Ich begrüße die Überwindung des totalitären Staates.«

Adrian war unzufrieden.

»Mit einer solchen Antwort könnten Sie als Politiker Karriere machen.«

Andreas Winkler lachte.

»Also gut ... du bist wirklich ein hartnäckiger Fall. Zur Demontage des undemokratischen Staates gab es in der Tat keine Alternative, aber ich hätte mir schon gewünscht, dass aus der antifaschistischen Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit eine Gesellschaft erwachsen wäre, die mit ihrer ureigenen Begeisterung für das sozialistische Ziel den totalitären Staat zunehmend überflüssig gemacht hätte – leider war das Gegenteil der Fall.«

»Fühlen Sie sich am unerwünschten Gang der Entwicklung in irgendeiner Weise mitschuldig?«

»Diese Frage habe ich mir nach der Wende immer wieder gestellt, und ich muss zugeben, dass ich bis zum heutigen Tage nicht richtig damit fertig geworden bin. Geht man davon aus, dass der totalitäre Staat die Wirtschaft kaputt gemacht hat, dann fühle ich mich unschuldig, denn die Diktatur habe ich nachhaltig bekämpft. Was aber, wenn die von Hause aus nicht funktionierende Wirtschaft den totalitären Staat auf den Plan gerufen und herausgefordert hat? Dann müsste ich mich fragen, warum die große Masse mit den beiden maßgebenden Installationen des Sozialismus – dem Staatseigentum und der Gleichverteilung – nicht zurechtgekommen ist.«

»Sie meinen das Fehlen leistungsstimulierender Faktoren?«

»Genau. Insofern ich als Intellektueller von Anfang an ein Befürworter der Abschaffung von privatem Kapital und konkurrierendem Markt gewesen bin, habe ich auch die Verantwortung mitzutragen für den Fall, dass die Sache aus eben diesem Grunde schließlich schiefgegangen ist.«

#### IV

Mit *Lutz Hagedorn* war Adrian mühelos ins Gespräch gekommen. Gleichwohl hatte er in ihm einen Mann kennengelernt, aus dem man nicht so leicht schlau werden konnte. Alles, was er aus seinem Berufsleben erzählte, ließ zweifelsfrei darauf schließen, dass er gelernter Dreher war und in verschiedenen Betrieben als solcher gearbeitet hatte. Nur – seine Ausdrucksweise und die Art seiner Gesprächsführung schienen eher zum Absolventen einer Universität zu passen. Wie auch immer, er vermittelte den Eindruck, etwas vom Leben der einfachen Menschen zu verstehen. Dabei wirkte er nie überheblich und stand – das machte ihn von vornherein sympathisch – stets auf der Seite derer, die er mit ungewöhnlichem Scharfsinn zu beurteilen suchte.

Bereits als blutjunger Mensch war Lutz Hagedorn mit dem System in Konflikt geraten. Ein missglückter Fluchtversuch, noch vor dem

Mauerbau. Die reine Abenteuerlust war mit ihm durchgegangen. »Drüben« schien alles bunter, schriller und aufregender als in seiner wohlgeordneten Umgebung; mehr gab es da nicht zu erklären. Wie durch ein Wunder war er damals nicht von der Oberschule geflogen. Doch nach dem Abitur folgte die Einweisung in die Produktion eines größeren Betriebes, in welchem sich der »Delinquent« für das geplante Studium als würdig zu erweisen hatte. Es sollte drei Jahre dauern, bis man ihn für würdig befand. Diese Zeit hatte Lutz Hagedorn ohne Zorn ertragen. Im Kollegenkreis stets gern gesehen, war es ihm gelungen, nebenbei eine Berufsausbildung zu absolvieren und Freunde zu gewinnen, für die er allesamt durchs Feuer gegangen wäre. Schließlich war ihm der Parteisekretär seines Betriebsteils zu Hilfe geeilt. »Lutz, wenn sie dich diesmal nicht studieren lassen, dann machen wir ein fürchterliches Fass auf.« Auch wenn es dazu nicht gekommen war, irgendwer hatte nachgeholfen, und Lutz Hagedorn konnte das Studium des Maschinenbaus an einer Technischen Hochschule aufnehmen. Hier erwartete ihn eine nüchtern-abstrakte Welt. Nicht, dass das Studentenleben zu kurz gekommen wäre, aber das allgemeine Klima war eher kühl und das Verhältnis zur Obrigkeit förmlich und abtastend. Die Ideologie, die im Kreise seiner Arbeitskollegen locker zu verkraften war, geriet nun vielfach zur Belastung, und ihre Verfechter schienen keinen Spaß zu verstehen.

Und dann passierte es. Irgendwie war er einem dieser glatten Politniks auf den Schlipps getreten, und der hatte die entsprechenden Register gezogen. »Denk ja nicht, dass du mit deiner Masche bei uns durchkommst. Wir wissen, dass du schon einmal mit dem Klassenfeind kooperieren wolltest.« Da war er ausgerastet und hatte ein paar böse Worte fallen lassen. Alles Weitere erfolgte automatisch: sofortige Exmatrikulation, kurzer Prozess und acht Monate Gefängnis wegen staatsfeindlicher Hetze. Danach Abschiebung in den Westen – er hatte es nicht anders gewollt. Doch schon bald stellte der in die Freiheit Entlassene fest, dass er eine Fehlentscheidung getroffen hatte; er konnte mit den neuen Verhältnissen einfach nicht warm werden. Rein äußerlich fehlte es ihm an nichts; er hatte Arbeit, verdiente gutes Geld und konnte letztlich tun und lassen, was er wollte. Doch die Art und Weise dieses Lebens machte ihm zu schaffen. Einer war des

andern Konkurrent, und alle arbeiteten wie die Teufel, um hernach im Überfluss zu baden. Darüber hinaus gab es nichts, was sie miteinander verband. Sie hatten auch kein gemeinsames Ziel, nicht mal eines, über das man hätte lachen oder über dessen Fragwürdigkeit man hätte streiten können. Sie wussten nicht, wo die Gesellschaft herkam, geschweige denn, wohin sie sich bewegen sollte. Doch eben das hatte Lutz Hagedorn im Osten immer sehr interessiert. Das Schlimmste aber war: Für ihn, den »armen Hund aus der Zone«, dem so übel mitgespielt worden war, blieb nur entwürdigendes Mitleid, und das »bolschewistische System«, das ihn abgeschoben hatte, lag außerhalb dessen, was einer Diskussion für wert befunden wurde. Da dauerte es nicht lange und er stellte ungenierte Fragen. Aus welchem Grunde war er eigentlich hier? War wirklich alles so schlimm gewesen? Warum hatte er diesen Fiesling von FDJ-Sekretär provoziert? Ein bisschen mehr Disziplin und das Ganze wäre nicht passiert. – Also klopfte er freundlich drüben an und die Genossen öffneten mit gerunzelter Stirn. Falls er es wirklich ehrlich meine und den Sozialismus mit aufbauen helfen wolle, würde man ihm eine letzte Chance nicht verwehren. Wehe aber, wenn er Böses im Schilde führte und sich nicht an die Regeln hielt. Und überhaupt, es ginge wieder von unten los; ein Studium müsse er sich vorerst aus dem Kopfe schlagen.

Kein leichtes Brot für den »reumütigen Sünder« – jedenfalls war Lutz Hagedorn wieder zu Hause und vermied es geflissentlich, das sensible System zu reizen. Während eines Bulgarienurlaubs lernte er eine ungewöhnliche Frau kennen, die als Kulturfunktionärin in höhere Parteikreise integriert war. Sie besaß die Courage, den auffällig gewordenen, nicht mehr ganz jungen Mann zu heiraten. In den Jahren der Perestroika gehörten dann beide zu jener Schar unbeirrter Enthusiasten, die sich geschworen hatten, den Sozialismus in demokratischem Gewande zu erhalten. Und Lutz Hagedorns wechselhafte Geschichte ließ dieses Anliegen besonders authentisch erscheinen.

Als Adrian nach dem Scheitern des realen Sozialismus fragte, bekam er unverzüglich eine klare Antwort.

»Die wirtschaftliche Leistungskraft im Sozialismus betrug etwa ein Viertel dessen, was der Kapitalismus zustande brachte. Hätte im

Osten die gleiche Leistung erzeugt und verbraucht werden können wie im Westen, die Leute hätten den totalitären Staat noch fünfzig Jahre lang ertragen (falls er dann überhaupt noch nötig gewesen wäre). So aber sind sie davongelaufen, und der zurückgebliebene ›Rest‹ hat schließlich das ganze System gekippt oder zumindest dazu beigetragen.«

»Also war der totalitäre Staat bei weitem nicht so schlimm, wie er heutzutage immer dargestellt wird?«

»Das kann man so nicht sagen. Dieser Staat war ein kompliziertes, vielschichtiges Gebilde, dessen Gewaltpotential die Existenz der sozialistischen Gesellschaft garantierte. Wer die ›sozialen Errungenschaften‹ des Systems – allen voran die Vollbeschäftigung – in Anspruch nehmen wollte, sich dabei aber gegen Unfreiheit und fehlende Demokratie verwahrte, verfuhr nach dem Motto ›Wasch‘ mich, aber mach‘ mich nicht nass!, denn das eine war ohne das andere nicht zu haben. So gesehen war es müßig, einen Staat zu verurteilen, der angesichts der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gar nicht demokratisch (im Sinne des Westens) sein konnte. Menschen, die ganz bewusst die sozialistische Lebensweise der kapitalistischen vorgezogen haben, vermieden es selbstredend, mit dem totalitären Staat aneinanderzugeraten. Sie kannten den Preis für ihren Lebensanspruch und haben ihn bezahlt, ohne diesem Staat zu hofieren, aber auch ohne ihn ständig anzugreifen und schlecht zu machen.«

»Und die übrigen Menschen der Gesellschaft?«

»Die hatten ein Problem, namentlich diejenigen, die glaubten, den Staat verändern – sprich öffnen – zu müssen. Dieser Staat aber konnte seinen Charakter nicht ändern, ohne sich selbst und seine sozialistischen Strukturen aufzugeben – also schlug er zurück und die Leute nahmen reihenweise Schaden. Ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, dass es bereits bei harmlos scheinenden Angriffen immer ums Ganze ging. Wer das verstanden hatte, lebte ruhiger, denn sobald einem irgendetwas nicht gefiel – von der Einheitspartei bis hin zur undurchlässigen Grenze –, hieß die einzige Alternative: offener Kapitalismus. Und der war, jedenfalls für mich, die größere Zumutung. Ich glaube, nicht wenigen ist es ähnlich ergangen.«

»Betrachten Sie den realen Sozialismus unterm Strich als ein sinnloses Unterfangen?«

»Beileibe nicht. Aus einem misslungenen Experiment kann man wesentliche Schlüsse ziehen, und ich halte es für außerordentlich wichtig, dass man heute mehr weiß, oder sagen wir vorsichtiger mehr wissen kann, als zu Marxens Zeiten.«

»Und welchen Nutzen könnte dieses Wissen bringen?«

»Das weiß ich nicht, aber ich bin fest davon überzeugt, dass man angesichts von Hunger und Elend in der Welt den Sozialismus als Ideal nicht aufgeben darf. Das Anliegen des 20. Jahrhunderts bestand wohl unter anderem darin, dass vorgeführt werden musste, wie man den Sozialismus *nicht* zustande bringen kann. Damit haben wir all jenen den Weg geebnet, die weiter an dieser Menschheitsaufgabe arbeiten werden. Wahrscheinlich braucht man bessere Menschen als wir es waren, nicht nur umsturzwillige Proletarier und schon gar keine verbonzten Genossen. Nicht »Proletarier aller Länder vereinigt euch!« müsste heute die Devise lauten, sondern »Sozialisten auf dieser Erde, arbeitet zusammen!«. Mit Sozialisten meine ich nicht die üblichen marxistischen Parteigänger, sondern Menschen, die fähig sind, auch ohne »Kapital und Markt« ungezwungen füreinander aufzukommen.«

Über diese Ansichten des »Arbeiters« Lutz Hagedorn staunte Adrian nicht schlecht, erinnerten sie ihn doch an sehr ähnliche Gedanken.

## V

*Gisela Lorenz*, eine etwa siebzigjährige Dame mit schlohweißem Haar, wirkte in ihrem Sessel trotz ihres tadellosen Äußeren bereits etwas gebrechlich. Erst wenn man sie ansprach, begannen ihre Augen zu leuchten und ein aufrichtender Impuls durchströmte ihren noch immer schlanken Körper. In ihrer Jugend ein begabtes, fleißiges Mädchen, dazu hübsch und ohne Widerspenstigkeit, hatte sie schnell ein gewisses Aufsehen erregt; man musste sie nicht lange bitten, ihre künstlerischen Fähigkeiten auch bei politischen Veranstaltungen unter Beweis zu stellen. Kurz: Sie war von eben jener Art, die der

sozialistische Staat sich wünschte. Nach dem Abitur und anschließender Berufsausbildung besuchte sie die Theaterhochschule mit dem Ziel, Schauspielerin zu werden. In dieser Zeit erlebte sie die Massenflucht vor dem Mauerbau, ohne dass ihr Urteil über die sozialistische Gesellschaft davon berührt worden wäre. Für sie war die Welt in Ordnung; schließlich musste jeder wissen, was er tat. Das änderte sich jäh, als ihr Freund, ein junger Musiker, der ihr viel bedeutete, beim Grenzübertritt nach West-Berlin geschnappt wurde und wegen Spionageverdachts ins Gefängnis wanderte. Seine Wege verloren sich nach Jahren irgendwo im Westen, ohne die ihren jemals wieder gekreuzt zu haben. Diese Erfahrung hatte sie nachdenklich gemacht, so dass sie zu begreifen suchte, wo die Schwachstellen dieser auf den ersten Blick so positiven Gesellschaft lagen. Da sie aber selbst mit dem System nicht in Konflikt geriet, erlosch schon bald das Bedürfnis, sich mit dessen problematischer Seite auseinanderzusetzen.

Nach dem Studium wartete auf Gisela Lorenz das Engagement an einem Provinztheater und das sozialistische Künstlerleben nahm seinen Lauf. Mit Professionalität und Enthusiasmus war sie bemüht, allen Aufgaben gerecht zu werden, die ihr gestellt wurden. Dabei war nicht zu übersehen, dass ihr die Auseinandersetzung mit der sozialistischen Gegenwartsliteratur besonders am Herzen lag. Tiefe Befriedigung verschaffte ihr überdies die Arbeit an den großen Rollen des klassischen Repertoires, welches die kleinen Theater unbeschwert bedienten, mitunter in einer Qualität, die dem Glanz der großen Häuser nur wenig nachstand. – Leichtes Unbehagen weckten indes gewisse Feierlichkeiten, zu deren Ausgestaltung bekannte Schauspieler regelmäßig »berufen« wurden. Das reichte von Jahrestagen und diversen Terminen des sozialistischen Kalenders bis hin zu Jugendweihen, Wahlauftritten, Sportfesten und Betriebsveranstaltungen. Hier war nicht nur das professionelle Können, sondern darüber hinaus auch das sozialistische Bewusstsein der Akteure gefragt, und das in aller Öffentlichkeit. Es war der Preis für die nachhaltige Garantie, sorglos und ohne Sparzwänge im Nacken an einem qualifizierten Theater arbeiten zu können – an einem Theater, dessen Bildungsauftrag zwar dem sozialistischen Zweck angepasst, aber nie dem trivialen Publi-

kumsgeschmack geopfert wurde. Die Besucher mussten nicht mit Horror, Sex und Nonsens gelockt und zum Kauf teurer Karten verführt werden – sie kamen aus eigenem Antrieb und wurden für ein »Trinkgeld« eingelassen.

In den aufregenden Zeiten der Wende wurde die gefeierte Schauspielerin oft in die vorderste Reihe geschoben. Sie gehörte zu den wenigen, die, des Wortes mächtig, den ungestümen Volkswillen in eine geschliffene Form zu bringen vermochten. So richtig wohl war ihr nie dabei gewesen. – Ansonsten hatte sie Glück: Ihre Beliebtheit schien sie vor der unvermeidlichen »Gesundshrumpfung« ihrer Zunft zu bewahren. Doch die Welt des Theaters war eine andere geworden – die ihre war es jedenfalls nicht. Ohne Groll hatte sie sich den neuen Gegebenheiten gefügt bis zum Ausscheiden aus dem Berufsleben infolge ihres fortgeschrittenen Alters.

Von Adrian nach dem Scheitern des Sozialismus befragt, wollte sich Gisela Lorenz nicht so recht festlegen. Irgendwie war die Sache schiefgelaufen. Bestimmte Leute hatten gravierende Fehler gemacht. Vielleicht war das ganze Konzept nicht in Ordnung und ... der sozialistische Mensch war natürlich auch nicht entstanden in all den Jahren, in denen sich die Kunst um ihn bemüht hatte.

»Haben Sie den Untergang des sozialistischen Systems bedauert?«, setzte Adrian vorsichtig nach.

»In gewisser Weise schon.«

»Und die Diktatur, der totalitäre Staat ... hat Sie nicht gestört?«

»Natürlich hat er mich gestört«, erwiderte Gisela Lorenz etwas unwirsch. »Aber so stark, dass ich das gesamte System zum Teufel und die derzeitigen Verhältnisse hätte herbeiwünschen müssen – nein, so stark hat mich dieser Staat nicht gestört. Ich hielt eine Reform für dringend notwendig, die komplette Abschaffung jedoch war ein Fehler.«

»Aber wie hätte man denn diesen Fehler vermeiden sollen?«

»Ich weiß es nicht, übrigens ... man darf das ja gar nicht so unvermittelt kritisieren ... schließlich hatte sich das Volk demokratisch gegen den Sozialismus entschieden.«

»Und das hat Ihnen nicht so recht gefallen?«



»Ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich eine weitsichtige, kluge Entscheidung war. Und überhaupt, wie die Massen nach der Maueröffnung in den Westen eingefallen sind und dort schluchzend einer heilen Welt gehuldigt haben – das war meine Sache nicht. Ich fand das irgendwie entwürdigend. Natürlich war da nur von Freiheit und langentbehrtem Wohlstand die Rede, als ob sie hier alle im Gefängnis gesessen und gehungert hätten. Aber so sind nun mal die Menschen. Schauen Sie sich doch um, dann sehen Sie, was den Leuten wirklich gefehlt hat und was sie jetzt mit ihrer Freiheit machen: Die Unterhaltungsindustrie ist eine einzige Katastrophe, nur Sex und Gewalt und dieser Comedywahn bis zum Erbrechen. Und dann wundern sich diese Schwachköpfe, wenn die Gesellschaft aufgrund ihrer inneren Spannungen fast auseinanderbricht. Zu allem Übel darf eine fragwürdige Wissenschaft auch noch behaupten, dass der Zusammenhang mit der realen Kriminalität eine unhaltbare Unterstellung sei. Nein – ich kann nicht finden, dass ein Staat, der seine Bürger vor der Überflutung mit solchem Müll zu bewahren sucht, ein Verbrechen begeht. Natürlich weiß ich nur allzu gut, dass ich mich mit dieser Behauptung auf ein gefährliches Pflaster begeben – aber man muss das einfach auch mal sagen dürfen.«

»Aber vergessen Sie nicht, dass auch der sozialistische Staat mit seinem ideologisch eingefärbten Kunst- und Unterhaltungsangebot zur Verdummung der Menschen beigetragen hat?«

»Wer hat Ihnen denn das erzählt?« Die alte Dame saß plötzlich kerzengerade in ihrem Lehnstuhl; das war ihr nun doch ein bisschen zu viel.

»Mein lieber Herr Falkenstein, jetzt will ich Ihnen mal was sagen. Diese ganzen sozialistischen Bücher, Theaterstücke, Filme, Fernsehproduktionen und was es da noch so alles gab, das mag so rotstichig, langweilig, verschroben und dämlich gewesen sein wie es will, fest steht, dass es nicht halb so viel zur Verderbnis des menschlichen Charakters beigetragen hat, wie diese erbärmlichen, allein auf kommerziellen Erfolg getrimmten Machwerke, denen sich der ach so freie Mensch heutzutage ausgesetzt sieht. Nein ... lassen Sie mich ausreden. Die ernst zu nehmenden Exemplare dieser sozialistischen Angebotspalette, auch wenn sie nicht selten geschönt waren, hatten im

Grunde nur ein Ziel: Sie sollten die Entwicklung der Gesellschaft beschreiben und zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Menschen auf dem Wege zum Sozialismus zu kämpfen hatten. Wenn die Sachen gut waren – und es gab in der Tat gute Bücher, Filme und Theaterstücke –, dann haben sie diesem Anspruch auf eine künstlerisch bemerkenswerte Art und Weise genügt. Sie können das beurteilen, wie Sie wollen; auf jeden Fall war es nicht abwegig, die Leute zum Nachdenken über ihr Dasein im Sozialismus zu bewegen. Und selbst die Ganzschlaun, die schon immer wussten, dass der nicht funktionieren konnte, bekamen Gelegenheit, schon mal drüber nachzudenken, was an seine Stelle treten könnte. Das jedenfalls ist meine ganz persönliche Meinung. Dabei bestreite ich nicht, dass ein vernünftig geregelter Markt dem ängstlich beschnittenen Angebot des totalitären Staates überlegen ist. An der vernünftigen Regelung jedoch scheint mir die Sache zu scheitern. – Wissen Sie, wie man mit den Mitteln der Kunst die sittliche Entwicklung der Gesellschaft voranbringen sollte?»

»Nein, Sie werden's mir aber gleich erklären.«

»Es gibt nur einen Weg. Man muss den Menschen Angebote machen, derart, dass diejenigen, die willens sind, ihre sittlichen Fähigkeiten zu steigern, bestärkt und nicht immer wieder auf das Niveau der willenlosen Menge zurückgeworfen werden. Nur wenn sich die besten Kräfte der Gesellschaft über den Durchschnitt erheben, besteht die Chance, dass auch der »Rest« ganz langsam folgen kann. Der quotengesteuerte Markt kann das nicht leisten. Er macht die Menschen gierig auf das, was ihnen schadet, und erstickt jeden verheißungsvollen Keim in einem ausufernden Spaßbegehren. Ein unheilvolles Phänomen und ein Teufelskreis obendrein: Weil die große Menge Spaß (sprich exzessive Unterhaltung) haben will, muss man ihr Spaß anbieten, und weil man ihr überwiegend nur Spaß anbietet, kann sie nichts anderes als Spaß verlangen. Eine solche Gesellschaft – so scheint mir – ist völlig auf den Hund gekommen. Natürlich kann es nicht sein, dass der Staat sich anmaßt, die sittliche Entwicklung seiner Bürger in eine bestimmte Richtung zu lenken. Nur ... wer sonst soll der großen Menge moralisch weiterführende Angebote unterbreiten?»

»Welchen Sinn würden Sie dem realen Sozialismus heute noch zuerkennen?«

»Er hat – nicht zuletzt durch sein künstlerisches Angebot – die Menschen über soziale Entwicklungsmöglichkeiten nachdenken lassen, und zwar in einem erstaunlich breiten Rahmen. Wer weiß, was später einmal daraus wird? Heute bleibt diese Möglichkeit jener Minderheit vorbehalten, die sich aus eigener Kraft der geistig trägen, markt gelenkten Masse zu entheben vermag.«

»Daraus glaube ich entnehmen zu können, dass der Sozialismus für Sie auch heute noch ein erstrebenswertes Ideal ist.«

»Da haben Sie völlig recht.«

## VI

Einer der ungewöhnlichsten, aber auch problematischsten Gesprächspartner Adrians war *Karl-Heinz Findeisen*, General a. D. der Nationalen Volksarmee. Ein hochaufgeschossener, stattlicher Mann, fast achtzigjährig, rüstig und flexibel. Sein Auftreten hatte überhaupt nichts Militärisches, man hätte eher einen Schriftsteller vermuten können. Und seine leise, aber sympathisch klare Stimme ließ nicht erkennen, dass er dereinst unerbittliche, scharfe Befehle erteilt hatte.

Karl-Heinz Findeisen entstammte einer Künstlerfamilie mit traditionellen Bindungen zur Arbeiterbewegung. Nach dem Krieg war es schnell mit ihm aufwärts gegangen. Er hatte Germanistik studiert und war anschließend Lehrer geworden. Darüber hinaus schrieb er Gedichte, war eng mit dem literarischen Leben seiner Zeit verbunden und versuchte ehrlichen Herzens, sich beim Aufbau der sozialistischen Gesellschaft einzubringen. Natürlich konnte die Partei auf einen solchen Kandidaten nicht verzichten, und der Umworbene hatte sich nicht gesträubt, ihre Reihen zu stärken. Irgendwann, Anfang der 1960er Jahre, waren sie dann gekommen und hatten ihm nahegelegt, eine Offiziersschule zu besuchen. Die Wehrpflicht war gerade eingeführt worden und es wurde fieberhaft daran gearbeitet, in kürzester Zeit eine einsatzbereite und soweit wie möglich auch attraktive Armee aus dem Boden zu stampfen. Haudegen hätte man genug

– so die Lesart von ganz oben –, was man aber dringend bräuchte, seien Integrationsfiguren, die eine zuverlässige Kampfmentalität in die Truppe brächten, auf möglichst hohem ideologischen Niveau. »Karl-Heinz, du kannst die Partei bei dieser alles entscheidenden Aufgabe nicht im Stich lassen«, bedrängten ihn unabweisbar die Genossen. Und er ließ sie auch nicht im Stich. Mit den Offiziersepauletten auf dem Mantel entwickelten sich die Dinge dann fast automatisch: höhere Aufgaben im Bereich von Bildung und Kultur der NVA mit direkter Verantwortlichkeit gegenüber dem Minister und schließlich Studium an der Militärakademie. Als General hatte er sich danach wiedergefunden, und er war durchaus stolz darauf gewesen. Nun aber wurde es richtig ernst, denn sein Einsatz erfolgte, sozusagen an vorderster Front, bei den Grenztruppen im Dunstkreis des Klassenfeindes. Hier erwartete man von ihm – dem Pädagogen und Künstler in Uniform –, dass die unbedingte Pflichterfüllung der Soldaten, die hauptsächlich durch strafandrohende Befehle gewährleistet werden musste, auf eine aus Überzeugung erwachsende Grundlage gestellt wurde. Dabei setzte man auf seine integrierenden Fähigkeiten, die er schon oft in schwieriger Lage unter Beweis gestellt hatte. Doch der Stern des Sozialismus hatte den Zenit längst überschritten – eine Frage der Zeit, dass er gänzlich vom Firmament verschwände. So kam es, dass Karl-Heinz Findeisen sich mit den Jahren der ihm anvertrauten Aufgabe immer weniger gewachsen fühlte und am Ende in quälende Selbstzweifel verfiel. Vor dem Hintergrund der sowjetischen Perestrojka hatte er noch einmal Hoffnung geschöpft – Hoffnung, die dann mit dem Mauerfall restlos in sich zusammengebrochen war.

Nach der Wende war der General a. D. in die Mühlen der Justiz geraten, doch auch aus eigenem Antrieb hatte er versucht, sich seiner Vergangenheit zu stellen. Skrupel und Schuld mit sich herumtragend, war ein einsamer Mann aus ihm geworden. Bindungen zu alten Freunden und Bekannten hatte er weitgehend gelöst. Es störte ihn, dass manche noch immer ein Leben beschworen, das es schon längst nicht mehr gab, ohne von sich Rechenschaft für die untergegangene Ära zu fordern. Dies aber war das einzige, was er sich vom Leben noch erhoffte: Er wollte verstehen, was er als Zusammenbruch des

Sozialismus erlebt hatte; die bloße Gewissheit, dass er nicht wiederkehren würde, war ihm zu wenig. Doch kam er mit seinen Bemühungen nur schleppend voran, denn es fand sich kaum Gelegenheit zum Sprechen. Menschen, die seine Vergangenheit kannten, wussten nicht recht, worüber sie mit ihm reden sollten.

In dieser unerquicklichen Situation war Adrian eines Tages aufgetaucht, und die Seele des alten Mannes lebte auf, wann immer sie seine Gegenwart spürte. Gerührt von der teilnehmenden Neugier des ungewöhnlichen Hilfsarbeiters hatte sich der General schon bald bewegen lassen, seine Geschichte zu erzählen. So waren sie sich schnell näher gekommen, und die Jugend konnte ungezwungen ihre Fragen an das Alter richten.

»Was meinen Sie, warum ist der reale Sozialismus untergegangen?«

»Willst du das wirklich von mir wissen?« (Adrian nickte.) »Wenn ich ganz ehrlich sein soll, ich weiß es nicht, es ist mir bis heute nicht so recht klargeworden.«

»Aber Sie werden sich doch wenigstens zu einer vorläufigen Erklärung durchgerungen haben.«

»Nun ja«, bemühte sich Karl-Heinz Findeisen um eine Antwort, »ich denke, den sowjetischen Genossen ist der Sozialismus ungewollt abhanden gekommen, nachdem sie – gedrängt von den Siegern im kalten Krieg – das Fenster zum Westen ein Stückchen zu weit geöffnet hatten.«

»Können Sie das mit dem Fenster etwas genauer erklären?«

»Es fällt mir nicht leicht, das so unverblümt zu sagen, aber den realen Sozialismus gab es – auch wenn das mancher noch immer nicht begreift – entweder als »geschlossene Gesellschaft« oder gar nicht. Und wenn man gutgläubig anfängt, das Ganze zu öffnen, ist es irgendwann zu spät. Es gibt dann kein Zurück mehr, man kommt aber auch nicht dort an, wo man eigentlich hinwollte. Denn mit der Öffnung verschwindet nicht nur der autoritär gelenkte Staat, sondern auch das sozialistische Lebensgefüge, das nicht verworfen werden sollte.«

»Einen demokratischen Sozialismus gibt es eben nicht.«

»Ganz recht, den gibt es nicht. Und genau das hätte man wissen müssen, ehe man sich dazu hinreißen ließ, den realen einfach aufzugeben – schließlich waren wir noch nicht am Ende.«

»Das sehen aber viele Menschen anders.«

»Gewiss. Es kommt immer darauf an, was die Menschen vom Leben wollen: Die einen wollen das Beste nur für sich allein, ohne an die Gemeinschaft zu denken. Die anderen nehmen persönliche Einschränkungen in Kauf, weil sie das Beste für die Gemeinschaft wollen.«

»Das leuchtet ein«, gab Adrian zurück, »nur sollten die letzteren die ersteren zu ihrem Glück nicht zwingen. Das wichtigste für die Menschen ist doch die Freiheit, in der sie sich demokratisch für die eine oder andere Lesart entscheiden können.«

Der General holte tief Luft, dann antwortete er ruhig und väterlich gelassen:

»Ach weißt du mein Junge, mit der Freiheit ist das so eine Sache. Wenn ich bedenke, was sich die Menschen im Osten damit eingehandelt haben, komme ich immer wieder ins Grübeln. Noch nie ist mir zu Ohren gekommen, dass ein Arbeitsloser – ohne jede Perspektive – die Freiheit gepriesen hätte. Eher stellen sie doch alle heimlich die Frage, ob denn früher alles wirklich so schlimm gewesen war, dass man es rückhaltlos verdammen musste. Und die ganzen Politiker und Intellektuellen, die die sozialistischen Verhältnisse in Grund und Boden treten – die meisten haben den Gegenstand ihrer Verachtung nie selbst erlebt –, ... denen geht es doch viel zu gut, als dass sie es wagen könnten, um der erlauchten Freiheit willen einem Drittel der Gesellschaft anhaltende Existenzangst zuzumuten.«

»Wollen Sie damit sagen, dass es im realen Sozialismus keine Existenzangst gegeben hat?«

»Genau das will ich sagen. Wer den sozialistischen Staat nicht abschaffen oder sonst irgendwie schädigen wollte – und dies konnte man wohl nur einer verschwindenden Minderheit unterstellen –, der brauchte auch keine Angst zu haben, und für ein erträgliches Leben ohne Not war grundsätzlich gesorgt. Diejenigen, die Angst haben mussten, haben es letztlich selbst so gewollt. Sie hatten es in der Hand, durch Unterlassung ihrer subversiven Aktivitäten die angstma-

chende Gegenwehr des Staates zu vermeiden. Wer sich einfach nur hinstellte und forderte, der Sozialismus müsse ebenso offen und demokratisch sein wie der Westen, war in meinen Augen ein bedauernter Tor ohne jedes Verantwortungsgefühl für die soziale Lage der gesamten Gesellschaft. Um es auf den Punkt zu bringen: Ich glaube schon, dass man einer kleinen feindlich gesonnenen Minderheit Angst vor dem wehrhaften Staat zumuten durfte, um zu gewährleisten, dass alle übrigen Glieder der Gesellschaft ohne Existenzangst leben konnten. Die Angst vor der überbordenden Kriminalität, die es im realen Sozialismus nicht gab, will ich gar nicht erwähnen.«

Adrian hielt ein paar Sekunden inne, dann hatte er das Bedürfnis, sich zu wehren.

»Trotz allem – für einen richtigen Demokraten eine fragwürdige Auffassung.«

»Für einen richtigen Demokraten?« Ein bitteres Lächeln grub sich in die Züge des Generals. »Richtige Demokraten können so ignorant und selbstsüchtig sein. Sie respektieren den Mehrheitswillen – das ist in der Regel aber auch schon alles. Und die ganzen anderen edlen Werte stehen doch in Wahrheit nur auf dem Papier. Für einen richtigen Demokraten lagen die Dinge in sozialistischen Zeiten allzu einfach: Hier gab es das Unrecht und dort die freie Welt, an der man es messen konnte und mit deren Hilfe es schließlich auch bereinigt wurde. Wohin aber wendet sich der bettelarme Mann in Indien, der seine Niere an einen wohlhabenden Europäer verkaufen muss, um überleben zu können? Ist das für einen richtigen Demokraten akzeptabel? – Ich frage mich manchmal, wie viele Menschen 1989 für die Abschaffung des Sozialismus auf die Straße gegangen wären, wenn sie die sozialen Verhältnisse des Jahres 2007 einschließlich ihrer eigenen bedrohten Existenz in einem Spiegel hätten sehen können – von dem, was uns in Zukunft noch erwartet, ganz zu schweigen. Vielleicht wären sie dann bereit gewesen, sich mit ganzer Kraft ins Zeug zu legen, um die wirtschaftliche Lage zu verbessern, anstatt dem angeschlagenen System einfach nur vors Schienbein zu treten.«

Bei den letzten Äußerungen hatte sich der alte Mann ein wenig erhitzt, aber er hatte genügend Zeit, sich wieder zu beruhigen, denn – diese Argumente musste Adrian fürs Erste stehen lassen.

»Sie wollen also wirklich die Unfreiheit im realen Sozialismus mit der Existenzangst in der freien Welt aufwiegen?«, versuchte Adrian den heißen Faden wieder aufzunehmen.

»Ich glaube, hier sollte jeder den entsprechenden Vergleich für sich selbst anstellen. Würde man die Ergebnisse aufsummieren – ein Unterfangen, welches die offene Gesellschaft geflissentlich vermeidet –, gelangte man mit Sicherheit zu einer gerechteren Beurteilung als die, die sich aus der abstrakten Verdammnis der sozialistischen Unfreiheit ergibt.«

Doch auch diese offenbar vernünftige Überlegung hielt Adrian nicht davon ab, zu insistieren.

»Ich bin ja gern bereit, Ihrem Vergleich zu folgen, aber können Sie denn überhaupt nicht verstehen, dass es Menschen gab, die unter der Unfreiheit gelitten und sich nach anderen Verhältnissen gesehnt haben?«

»Es war unerheblich, ob wir das verstanden. Wir konnten dem ganz einfach nicht willfahren – die Existenz der gesamten Gesellschaft stand auf dem Spiel. Hier liegt ja gerade das bis heute ungeklärte Missverständnis. Die Leute meinen immer, wir hätten die Gegner des Systems nicht mit Gewalt zurückdrängen dürfen und menschlicher behandeln müssen. Ja glauben die denn, wir waren alle Psychopathen, die, um ihren niederen Instinkten zu gehorchen, gewalttätig waren? Gewiss, es hat Entgleisungen gegeben, das will ich nicht bestreiten, aber für einen überzeugten Sozialisten war die Gewalt ein trauriges Geschäft. Wären wir aus Gründen der Menschlichkeit auch nur einen Schritt zurückgewichen, es wäre der Anfang vom Ende des Sozialismus gewesen, und andere hätten uns mit ihrer kaum weniger zweifelhaften Menschlichkeit den Weg gewiesen. Dafür hatten wir nicht die Strapazen des Aufbaus ertragen, bloß um uns hernach von einer kleinen Menge unbelehrbarer Egoisten unser Werk kaputt machen zu lassen, von Leuten, die im Freiheitsanspruch nur ihren persönlichen Vorteil sahen und denen es im Grunde gleichgültig war, wie viele nach der Befreiung auf der Strecke blieben. Die meisten dieser Freiheitsapostel haben die Wende gut überstanden und genießen die Vorzüge des offenen Systems. Aber so laut wie sie damals die Unfreiheit angeprangert haben, so stumm und hilflos sind sie heute,



wenn es darum geht, der sozialen Misere ins Gesicht zu blicken – einer Misere, die der Sozialismus in dieser Form nicht kannte.«

»Aber es gab doch auch Menschen, die ohne eigenes Zutun unter politischen Druck oder ins Visier der Staatssicherheit gerieten, Menschen, die auf vagen Verdacht hin schikaniert oder misshandelt worden waren. Können Sie nicht nachfühlen, dass diese Leute unbedingt weg wollten?«

»Ich wusste von Fällen, wo Menschen durch unglückliche Verwicklungen in Misskredit geraten waren und sich dem willkürlichen Zugriff des überreizten Systems zu entziehen suchten. Das konnte ich ja noch irgendwo verstehen, wenngleich der Einsatz des Lebens mir bei weitem überzogen schien. Die anderen aber, von den erklärten Staatsfeinden und Freiheitsfanatikern einmal abgesehen, ... das waren vielfach unbedarfte Glücksritter, die wohl mehr der Eintönigkeit des Alltags zu entkommen suchten, als dass sich ihr Gewissen am sozialistischen System gestoßen hätte. Unter offenen Verhältnissen hätten diese Leute Extremsport betrieben oder Reisen in unsichere Regionen unternommen. Manch einer wurde auch bloß von pubertärer Tollkühnheit und Abenteuerlust getrieben. Jeder findet es völlig normal, dass Menschen unter diesen Umständen zu Schaden oder gar zu Tode kommen können, und keiner würde dabei nach Verantwortung suchen, außer bei den Betroffenen selbst. Im Sozialismus bestand offensichtlich für so manchen der Kick im Sprung über die Mauer, im Durchschwimmen der Ostsee oder im Flug mit selbstgebasteltem Ballon, wofür man – falls das Wagnis gelang – auf der anderen Seite als Held gefeiert wurde. Ging die Sache schief, hatte der totalitäre Staat ein Verbrechen mehr begangen. Ich habe nie verstanden, warum junge Menschen vorsätzlich ihr Leben riskierten, nur um einem System zu entkommen, das ihre Musik oder ihre Kleidung nicht mochte; verdorbene Karrieren haben mir da schon eher eingeleuchtet. Es war damals sicher vieles im Argen, aber keinem ist es so schlecht ergangen, dass er sich hätte in den Tod stürzen müssen. Hier schiebe ich dem Westen ein gerüttelt Maß an zweifelhaftem Einfluss und skrupelloser Abwerbung zu.« Und nach einer Weile: »Auch wenn du es mir nicht glauben wirst, ich habe innerlich gezittert, wenn ich diese Unglücklichen in meiner Phantasie auf den Zaun

zurennen sah ... ich wusste, sie rannten ins Verderben, und doch konnte ich ihnen in ihrer Not nicht helfen. Noch heute schrecke ich nachts aus dem Schlaf und denke, man hätte mit ihnen *reden* müssen, anstatt auf sie zu *schießen*. Doch im gleichen Atemzug wird mir bewusst: Schon wenig später hätte man nicht mehr mit ihnen *reden können*, weil es das System, über das zu sprechen gewesen wäre, nicht mehr gegeben hätte. Es war eine furchtbare Alternative, aber damals habe ich jedes Schuldgefühl weggewischt und mein Verhalten mit der Verantwortung für den Fortbestand der sozialistischen Gesellschaft gerechtfertigt.«

»Und später ... was ist aus Ihren Schuldgefühlen geworden?«

»Nun, ich wurde nach der Wende verurteilt und habe meine Strafe verbüßt. Mit der juristischen Schuld bin ich fertig, geblieben ist die moralische, und die werde ich wohl bis an mein Lebensende nicht loswerden. Als Lehrer hatte ich dereinst angefangen, und Lehrer war ich mit Leib und Seele; heute kann ich nur schwer begreifen, warum ich solange einem System das Wort geredet habe, das junge Menschen mehr abzurichten als zu erziehen versuchte. Damit hatte wohl alles angefangen, was schließlich in offener Gewalt enden musste. – Immer wenn ich mit dir über diese Dinge spreche und spüre, dass du versuchst, mich zu verstehen, fühle ich mich hernach etwas leichter, und der Lebenssinn scheint mir nicht ganz verloren.«

»Nun lässt sich die Vergangenheit nicht korrigieren, doch was ist mit der Zukunft ...?«

»Ich träume manchmal von einer sozialistischen Idee, um die sich die Menschen aus freiem Antrieb scharen, so ungestüm und in so großer Zahl, dass sie nur nach und nach in die erstrebenswerte Gemeinschaft aufgenommen werden können.«

## VII

Am Ende seiner Zivildienstzeit war Adrian mit dem Erreichten durchaus zufrieden, wenngleich manche Probleme offen geblieben und neue Fragen entstanden waren. Natürlich hatte er bei einem Besuch in München Bruno Ansbach die Ost-West-Bilanz seiner Ge-

sprache vorgestellt und von der aufschlussreichen Unterhaltung mit seinen »Symbolfiguren« aus dem Osten geschwärmt. Doch bei allem Respekt vor dem erstaunlichen Ergebnis wiegte Ansbach bedächtig das Haupt und mahnte seinen Zögling, das Erreichte nicht zu überschätzen. Dann machte er ihm einen durchaus ernst gemeinten Vorschlag.

»Ich glaube, ehe du beginnst, die Menschheit mit unwiderstehlichen Ratschlägen zu beglücken, könnte es dir bestimmt nicht schaden, die offene Gesellschaft in ihrer ganzen, ungeheuerlichen Wahrheit zu begreifen. Ich meine die Dritte Welt, genau dort, wo der soziale Unterschied zur ersten unüberbrückbar auseinanderklafft. Das wird dir helfen, das Wesen der sozialen Frage besser zu verstehen, ansonsten läufst du Gefahr, in unfruchtbaren Grübeleien zu versauern.«

»Die Idee ist gar nicht schlecht«, quittierte Adrian den Vorschlag seines väterlichen Freundes, »die Frage ist nur, wie sie praktisch umzusetzen wäre?«

»Ich bin sicher, da lässt sich etwas machen«, erwiderte Ansbach, ohne sich in weiteren Einzelheiten zu ergen. »Vorher sollten wir aber deine Eltern noch ein Wörtchen mitreden lassen.«